

TRIXI VON BÜLOW

Ich wünsche mir,
dass endlich mal
was Schönes passiert

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2014
Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

© 2012 by Trixi von Bülow

© 2012 by Thiele Verlag GmbH, München und Wien

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: plainpicture/Lubitz + Dorner

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51305-7

Für Ulrike, die ich unendlich vermisse

Prolog

Das Erste, was mir auffällt, ist, dass ich nichts denke. Seit 365 Tagen denke ich ununterbrochen über mein Leben nach. Wie es ist, wie es war, wie es sein wird. Die Gedanken begleiten mich in den Schlaf, sie summen nachts an meinem Ohr, sie sind vor meinem Bett versammelt, noch ehe ich die Augen aufschlage.

Und nun sitze ich auf einer Düne an der Nordsee, meine Hände in den Sand gestützt, der Wind zupft an meinen Haaren, die Luft schmeckt nach Salz, mein Brustkorb weitet sich, ich atme aus.

Das Meer liegt vor mir, ein silbriges weites Land, das kein Gestern und kein Morgen kennt – nur diesen einen Moment, der stärker ist als die Gedankenflut in meinem Kopf und dessen schimmerndes Bild eine wohltuende Leere auf meiner Netzhaut hinterlässt.

Ohne den Blick abzuwenden, sage ich:

»Es ist so schön hier. Danke!«

Johanna drückt kurz meine Hand. Sie sitzt schweigend neben mir und lächelt. Es war ihre Idee, hierherzukommen. Alles mal hinter sich zu lassen. Ein paar Tage an diesem kleinen Ort am Meer, nur ein paar Tage. Und morgen habe ich Geburtstag. Den ersten nach der neuen Zeitrechnung.

Johanna ist meine Freundin. Sie weiß, was mir guttut, wenn

ich selbst es nicht mehr weiß. Mit ihr wird das Chaos übersichtlicher. Das Schwere leichter.

»Das Meer hilft immer«, sagt sie jetzt. »Du wirst schon sehen.«

Ihre großen braunen Augen blicken zuversichtlich, dann nachdenklich. »Weißt du, ich würde immer hierherfahren, wenn es mir schlechtgeht«, sagt sie.

Und dann malen wir uns aus, dass wir, wenn eine von uns mal so richtig schlimm krank wird, ans Meer fahren, notfalls auch mit Schmerzmitteln im Gepäck, und unseren letzten Milchkaffee hier trinken, hier, vor diesem schimmernden Stück Ewigkeit, wo wir gelassen und heiter warten, bis das Meer auch unsere Spuren sanft überspült hat und mit sich nimmt.

Doch dieser Tag ist glücklicherweise noch in weiter Ferne. Und es ist auch nicht der Grund, warum wir hier sind. Meine Freundin hat sich in den Kopf gesetzt, dass mein Leben sich ändern muss.

In der Ferne steigen ein paar Möwen in den blauen Himmel und ziehen ihre Kreise. Unter uns am Meeresrand gehen zwei alte Frauen barfuß und mit hochgekrempeelten Hosen durch den nassen Sand. Sie gehen langsam, als ob sie alle Zeit der Welt hätten, man könnte glatt neidisch werden. Sie unterhalten sich, gestikulieren, manchmal bückt sich eine von ihnen und hebt etwas auf, wahrscheinlich eine Muschel.

So viel Zeit! Wenn ich an mein eigenes durchgetaktetes, hoffnungslos überfülltes Leben denke, das mir jeden Moment über den Kopf zu wachsen droht, nein, schon über den Kopf gewachsen ist, würde ich gerne tauschen. Sehnsüchtig blicke ich den beiden Alten hinterher.

Johanna hat sie auch gesehen. »Schau mal«, sagt sie und

deutet auf die Frauen mit ihren runden Rücken und den zerzausten grauen Haaren. »Wir beide in vierzig Jahren. Friederike und Johanna. Wir gehen am Strand spazieren, ganz gemütlich, und unsere Männer sitzen in der Strandbude und trinken ein Heineken.«

»Unsere Männer?«, frage ich. »Wovon sprichst du?«

»Abwarten«, sagt sie.

1

Als ich zwölf Jahre alt war, wollte ich Nonne werden. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben einen Film mit Audrey Hepburn gesehen und war so beeindruckt von dieser fragilen rehägigen Frau mit dem wunderbar großen Lächeln, dass ich mir nichts Schöneres vorstellen konnte, als Schwester im Kongo zu werden. Leider hielten sich meine Parallelen zu Audrey Hepburn sehr in Grenzen. Weder war ich braunhaarig noch rehäßig. Ich war ein blondes, durchsetzungsstarkes Mädchen mit blauen Augen, bereit, die Welt zu erobern. Ungeachtet dieser Tatsache stand ich stundenlang mit einem improvisierten Nonnenschleier vor dem Spiegel in meinem Kinderzimmer, bis ich irgendwann einsah, dass aus mir niemals eine Audrey Hepburn werden würde.

Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb ich später meine Sprudelkästen und Koffer immer selbst schleppte. »Ich schaffe das schon« steht mir auf der Stirn geschrieben wie anderen Frauen dieses gewisse hilflose Etwas, das Männer aufspringen und zur Tür eilen lässt, um diese fürsorglich zu öffnen.

Als ich fünfzehn war, lief im Fernsehen eine Wiederholung von »Über den Dächern von Nizza«, und ich beschloss, mein *role model* zu ändern. Grace Kelly war blond und blauäugig, elegant, eine gute Schwimmerin wie ich; sie fuhr einen himmelblauen Zweisitzer, und außerdem bekam sie am Ende den attraktiven, sonnengebräunten Cary Grant alias John Robie,

der so leichtfüßig auf den Dächern der Grand Hotels an der Croisette herumkletterte, Frauen zu küssen verstand und ein Haus mit Terrasse in den Bergen über der Bucht bewohnte.

Obwohl ich später viel gereist bin, führte mich mein Weg niemals nach Nizza, und bis heute hat dieses Wort für mich nichts von seinem magischen Zauber verloren. Nizza ist der Ort meiner kindlichen Sehnsucht geblieben – so wie für andere Menschen vielleicht Paris oder Sansibar oder Bora Bora.

Als ich siebzehn war, fragte mich meine Mutter besorgt, warum ich noch keinen Freund hätte, ihre Freundinnen würden immer schon fragen. Ich küsste Tom, den netten Jungen aus der Nachbarschaft, und putzte mir anschließend die Zähne.

Als ich dreiundzwanzig war, starb meine Großmutter, und ich dachte, ich könnte nie wieder froh sein.

Mit vierundzwanzig heiratete ich. Ganz romantisch. Eine Studentenliebe. Zwei junge Menschen voller idealistischer Vorstellungen auf dem Weg in die Wirklichkeit. Wir hatten die besten Absichten. Mein Brautkleid war weiß, die Sonne schien, ich war glücklich, und mein Mann trug die falsche Krawatte.

Es sollte für immer sein.

Mit zweiunddreißig Jahren war ich acht Jahre lang verheiratet und führte – in Köln und nicht im Kongo – das Leben einer Nonne. Ich beneidete alle Frauen, deren Ehemänner keine Kopfschmerzen hatten und die nicht zu müde waren von wichtigen geschäftlichen Terminen. Tagsüber arbeitete ich in einem Verlag und machte dort Bücher, die ich mir persönlich nicht kaufen würde. Nachts lag ich wach und träumte von Leidenschaft und erotischer Raffinesse, die meinem Leben fehlten.

»Was hat sie, was ich nicht habe?«, heulte ich, als ich dreiunddreißig war.

»Alles«, sagte mein Mann.

Mit fünfunddreißig bekam ich eine Tochter. Es sollte das Kind der Versöhnung sein, nachdem die andere offenbar doch nicht alles gehabt hatte. Was ich nicht wusste, war, dass es noch keinem gelungen ist, eine schlechte Ehe durch ein Kind zu retten.

Seit Lilli auf der Welt war, wurde tragischerweise zunehmend deutlich, dass die Lebensentwürfe ihrer Eltern nicht mehr zueinander passten. Die Luft war von Streit vergiftet, von Vorwürfen und Schuldzuweisungen; auf immer kürzere, erbitterte Wortwechsel folgte eisiges Schweigen. Zettel wurden hin- und hergeschoben. Türen von innen zugeschlossen. Die Abwärtsspirale drehte sich unaufhaltsam, und wir waren machtlos dagegen.

Zwei Wochen nach Lillis Geburt war mein Mann aus dem gemeinsamen Ehebett ausgezogen und nächtigte auf dem Sofa. Er brauche dringend seinen Schlaf, meinte er, er könne es sich vor seinen wichtigen Terminen nicht leisten, unausgeschlafen zu sein.

Aber wir wussten beide, dass das nur die halbe Wahrheit war. Abend für Abend lauschte ich dem scharrenden Geräusch mit dem abschließenden Rums, wenn das Sofa im Wohnzimmer ausgezogen wurde. Anfangs mit Bedauern, dann wütend, schließlich mit einer gewissen fatalistischen Befriedigung.

Nach einem Dreivierteljahr ging ich vormittags wieder arbeiten, was mir immerhin für ein paar Stunden am Tag eine mentale und emotionale Atempause verschaffte, und wenn morgens die Kinderfrau im Türrahmen stand, noch bevor ich

das verräterische Bettzeug wieder ins Schlafzimmer hatte räumen können, murmelte ich etwas von einer »unruhigen Nacht« und spürte ihren mitleidigen, wissenden Blick in meinem Rücken.

»Ihr redet viel zu viel«, sagte meine Mutter, als ich mit Lilli zu ihr gefahren war, nachdem mein Mann und ich uns wieder einmal gestritten hatten. »All diese Diskutiererei bringt doch gar nichts. Zieh dir mal was Hübsches an, macht abends eine Flasche Wein auf und vertragt euch!«

»Das Leben ist so kurz«, sagte mein Vater, der einige Jahre zuvor einen Herzinfarkt nur knapp überlebt hatte und seitdem in anderen Dimensionen dachte. »Vergeude nicht deine kostbare Zeit mit dem falschen Mann.« Er sah mich eindringlich und besorgt an, und damals wusste ich noch nicht, dass seine Worte wie ein Vermächtnis für mich werden sollten, denn sein Leben sollte nicht mehr lange währen. »Wirklich, Fritz, wenn du merkst, dass es nicht mehr geht, dann beende es lieber.«

»Macht doch mal einen Urlaub zusammen, nur ihr beide«, schlug Johanna vor, die gerade ihr zweites Kind erwartete und von ihrem Mann auf Händen getragen wurde.

»Du bist aber eine ganz Süße«, sagte die alte Dame im Park und beugte sich entzückt über den Kinderwagen, in dem Lilli lag und lächelte. »Da ist der Papa sicher stolz auf dich und deine schöne Mama.« Sie lächelte mir wohlwollend zu, und es ging mir wie ein Pfeil durchs Herz.

»Das wird schon wieder«, tröstete mich Jasmin, die mit mir das Büro teilte. »Vielleicht ist es einfach nur eine schlechte Phase.«

Ich fand, dass die schlechte Phase schon ziemlich lange anhielt. Zu lange. Und wenn ich abends frühzeitig mit einem Kriminalroman und einer Kanne Tee ins Schlafzimmer floh

und mein Kind betrachtete, das so friedlich und voller Vertrauen neben mir in seinem Bettchen schlief, stellte ich mir immer öfter die Frage, ob ich dieses Leben noch zwanzig Jahre so weiterführen wollte.

Wenn es wirklich wahr ist, dass die Menschen sich in ihren grundsätzlichen Charaktereigenschaften im Laufe eines Lebens nicht wirklich ändern, dann ist es doch sehr eigenartig, dass man am Anfang einer Beziehung nur die Gemeinsamkeiten sieht – all die tausend schönen Dinge, die einen in der glückstaumelnden Gewissheit verbinden, dass man füreinander geschaffen ist – und am Ende nur noch das bleibt, was den einen vom anderen trennt.

Merkwürdigerweise sind es oft gerade jene Eigenschaften, die man am anderen zunächst so faszinierend findet, die einem später unerträglich werden. So unerträglich, dass man fast physisch darauf reagiert, wie der andere lacht, geht, isst, ungefragt seine Meinung kundtut, gestikuliert, immer das letzte Wort haben muss, im Sofa lümmelt oder sich umständlich seine Schuhe zubindet.

Die kleinen und großen Kriege, die man gegeneinander führt, lassen die Erinnerung an jene wunderbaren Zeiten verblassen, da alles möglich schien.

Das Schlimmste jedoch ist die Sprachlosigkeit. Wenn die Sprachlosigkeit beginnt, hat man verloren.

Zwei Jahre später stand ich an Silvester allein auf der Straße. Die Nacht war erfüllt von Lachen und Ausgelassenheit und dem Knallen der Raketen. Die anderen Paare lagen sich Punkt zwölf in den Armen und wünschten sich ein gutes neues Jahr. Ich umklammerte mit beiden Händen mein Sektglas und hoffte, dass alle so mit Wünschen und Küssen beschäftigt waren, dass es keinem auffiel, wie allein ich war.

In der Ferne, weit weg von mir, betätigte sich mein Noch-Ehemann als der beste Pyrotechniker aller Zeiten, und ich sah zu, wie er einen Feuerwerkskörper nach dem anderen abschoss, als ob es nichts Wichtigeres gäbe in diesem Moment. Ich blickte in den erleuchteten Himmel, dachte an meinen Vater, der vor ein paar Monaten mit seinem letzten Herzschlag diese Welt verlassen hatte, und meine Lippen formten lautlos das Wort »Hilfe«.

Als ich wieder nach unten sah, bemerkte ich, dass ich auf einem Kanalgitter stand. Das neue Jahr hatte begonnen und ich stand alleine mitten auf einem *Gully*! Ich hätte fast gelacht.

In diesem Augenblick wusste ich, dass es unwiederbringlich vorbei war.

Ein Jahr später war ich nach fünfzehn Jahren Ehe wieder eine freie Frau. Man hätte auch sagen können, ich war geschieden.

Auf einer Skala von eins bis hundert ist »geschieden« wohl das traurigste Wort, das ich kenne. Anders als das Wort »tot« oder »verwitwet« dokumentiert es das persönliche Scheitern zweier Menschen, die einmal miteinander glücklich waren. Und oft kann man nicht einmal sagen, wann genau das Glück eigentlich zum Fenster hinausgeflogen ist.

Als ich das erste Mal durch die leer geräumte Wohnung ging und mich mit einem Glas Wein probeweise in jedes Zimmer setzte, war das Gefühl der Erleichterung übermächtig. Ich war erleichtert, dass es vorbei war, erleichtert, dass ich wieder Luft zum Atmen hatte, erleichtert, dass niemand mehr da war, der mein Zuhause in eine arktische Klimazone verwandeln konnte. Ich riss alle Fenster auf, setzte mich in den Fensterrahmen meiner Küche und blickte hinaus.

Draußen im Hof zwitscherte ein kleiner Vogel. Ich nahm einen Schluck Wein, zündete mir eine Zigarette an und blinzelte in die blasse Januarsonne. Alles auf Anfang, dachte ich.

Doch so einfach ist das nicht mit dem Anfangen.

2

O bwohl ich selbst es gewesen war, die nach jener denkwürdigen Silvesternacht auf eine rasche Scheidung gedrängt hatte und diese gegen den anfänglichen Widerstand meines Mannes mit Jeanne-d’Arc-hafter Unbeirrbarkeit durchgefochten hatte, konnte es in den folgenden Wochen passieren, dass ich in Tränen ausbrach, wenn ich plötzlich über die Vergangenheit stolperte: ein altes Foto, das ich in einer Schublade entdeckte, das rosa-weißgestreifte Tuch ganz hinten im Schrank, das ich als Studentin immer so gern getragen hatte, der schmale helle Streifen am Ringfinger meiner rechten Hand – das alles erfüllte mich mit Wehmut. Ich war eine Gescheiterte, von fröhlichem Neuanfang keine Spur. Lilli, der ich auf kindgerechte Weise und mit der Hilflosigkeit eines Erwachsenen versucht hatte zu erklären, warum es so besser für *alle* war, und dass der Papa und die Mama sie beide trotzdem ganz doll lieb hätten, hatte erst genickt und sich dann unvermittelt und mit der Vehemenz einer Fünfjährigen auf den Boden geworfen, mit den Beinen gestrampelt und geschrien: »Ich will, dass der Papa wieder bei uns einzieht!«

»Das geht nicht, Liebchen«, hatte ich leise entgegnet, und mein Herz drehte sich um vor Schmerz und Scham und schlechtem Gewissen.

Ich hätte alles darum gegeben, meiner Tochter diesen Moment zu ersparen, in dem ihre kleine Welt zum ersten Mal aus

den Fugen geriet. Auch die Tatsache, dass heute jede dritte Ehe geschieden wird, war ein schwacher Trost im Angesicht von solch wilder Verzweiflung.

»Es wird alles gut, du wirst schon sehen«, sagte ich und hoffte es selbst, auch wenn ich noch nicht wusste, wie. Immer wieder strich ich der schluchzenden Lilli über ihr blondes Haar.

Irgendwann hörte das Schluchzen auf. Lilli war in meinen Armen eingeschlafen. Seither stolperte sie jede Nacht fünf- undzwanzig Mal mit ihrem Kuscheltier Robbie, einer weißen Robbe, zu mir ins Bett. Immer wieder geleitete ich sie mit sanften Worten zurück in ihr Kinderzimmer, deckte sie gut zu und schlich mich dann zurück in der Hoffnung, sie würde endlich einschlafen. Doch kurze Zeit später stand sie wieder vor meinem Bett wie ein kleines weißes Gespenst.

»Kann nicht schlafen, Mama«, sagte sie und kuschelte sich mit ihrem kleinen warmen Körper an mich. Ich sah in ihr zartes Gesicht, in ihre offenen vertrauensvollen Augen, die mich unverwandt anschauten, und für einen Moment sah ich mich selbst, wie auf dem Grund eines klaren Brunnens. Ich gab ihr einen Kuss und schwor mir, dieses kleine Wesen niemals im Stich zu lassen.

»Na gut, dann bleibst du jetzt bei mir. Aber irgendwann musst du auch wieder in deinem Bettchen schlafen, ja?«, seufzte ich.

Lilli nickte zufrieden und bald darauf hörte ich ihren leisen schnurchelnden Atem an meinem Ohr.

Ich konnte auch nicht schlafen. Die Angst saß auf meiner Brust wie eine hässliche Kröte.

Tagsüber schien alles so einfach. Ich stand zeitig auf, um in Ruhe mit Lilli zu frühstücken, bevor ich sie dann in die Kindertagesstätte brachte. Die Arbeit im Verlag gab meinem

Leben die Struktur, die ich so dringend brauchte, ich war dankbar für die Ablenkung und für die Freundlichkeit meiner Kollegen. Jasmin, die mit mir das Zimmer teilte, wartete jeden Morgen auf meinen Stimmungsbericht, und manchmal gingen wir in der Mittagspause zu »Alfredo«, einem Italiener, der ganz zivile Preise hatte und mich immer mit seinem *ciao bella* begrüßte, das er quer durch den Raum schmetterte. Seine Begeisterung – gespielt oder nicht – tat mir gut, immerhin war er damals die einzige männliche Konstante in meinem Leben.

Auch Elfriede Stricker, lebenserfahrene und beliebte Sekretärin von Ende fünfzig, ließ es sich nicht nehmen, mir ab und zu eine Tasse Kaffee an den Schreibtisch zu bringen, ein Privileg, das eigentlich nur der Verlegerin, Frau Dr. Trundl, zustand. Wir anderen, das Fußvolk, holten uns unseren Kaffee gewöhnlich selbst aus dem zischenden und brodelnden Kaffeeautomaten.

»Ich dachte, Sie könnten jetzt einen gebrauchen«, sagte Frau Stricker, wenn sie das heiße, tröstliche Gebräu vor meine Nase stellte, und mir kamen fast die Tränen. In diesen Momenten merkte ich, wie überfordert ich in Wirklichkeit war.

Ich arbeitete inzwischen wieder auf einer vollen Stelle, hatte meiner Putzfrau gekündigt, um Geld zu sparen, und schrubbte spätabends meine Wohnung selbst, nachdem ich mit Lilli gespielt, mit Lilli gegessen und Lilli ihre Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen hatte. Am Wochenende ging ich mit Lilli Schlittschuh laufen oder ins Kindertheater, wir schnitten stundenlang Papierschmetterlinge aus, die wir mit Wasserfarben bemalten und in ihrem Kinderzimmer aufhängten. Wir besuchten meine Mutter oder fuhren zu Freunden zum Kaffeetrinken. So ganz bei der Sache war ich nie.

Ich versuchte, kleine familiäre Rituale einzuführen, an denen man sich festmachen konnte, und eigentlich versuchte ich

die ganze Zeit Vater und Mutter und bester Spielgefährte für meine Tochter zu sein – getrieben von Schuldgefühlen und dem Wunsch, alles richtig zu machen.

»Du schaffst das schon«, sagte meine Mutter. »Du bist doch eine starke Frau.«

Offenbar fand jeder, dass ich eine starke Frau war. Es sollte wohl ein Kompliment sein, und ich fühlte mich bestätigt in dem Moment, wenn ich es hörte. Doch wenn ich nachmittags meine Einkaufstüten die Treppen hochschleifte mit Lilli an der Hand, die Stufe für Stufe hinter mir hertapste, oder am nächsten Morgen völlig übermüdet als Letzte in die Konferenz huschte, weil meine Tochter nachts gehustet hatte und morgens in der Kita ihren zweiten Hausschuh nicht mehr fand oder mir fünf Mal »Tschüss« sagen wollte, wusste ich manchmal plötzlich nicht mehr, was daran eigentlich so gut sein sollte.

Dieses ewige Stark-sein-Müssen ging mir auf den Geist. Ich war gar nicht so stark, wie alle glaubten, ich riss mich einfach nur wahnsinnig zusammen, das war alles.

Glücklicherweise gab es Mona, eine nette Babysitterin, die ab und zu auf Lilli aufpasste, wenn ich eine Atempause brauchte. Donnerstag holte sie Lilli immer von der Kita ab und blieb dann bei mir zu Hause, bis ich abends wiederkam. Auf diese Weise war ich zumindest an einem Tag flexibel – ich konnte nach der Arbeit Dinge erledigen oder mich in der Stadt verabreden.

Wenn ich an diesen freien Abenden nach dem Büro durch die Straßen Kölns schlenderte und an den belebten Cafés und Geschäften der Ehrenstraße vorbeikam, hatte ich das gute Gefühl, dass alles wieder möglich war, dass alles passieren konnte. Manchmal kam Jasmin mit, und wir setzten uns ins Café Fromme, bestellten uns ein großes Stück Kuchen und

redeten über die wichtigen und unwichtigen Dinge des Lebens. Es fühlte sich fast normal an, und ich schöpfte wieder Hoffnung.

Mit fast vierzig war ich zwar nicht mehr jung, aber auch nicht wirklich alt. Theoretisch konnte ich den tollsten Mann meines Lebens kennenlernen. Ich konnte mich noch einmal verlieben und wieder glücklich werden. Patchwork-Familien waren heute doch fast schon die Regel.

Doch diese Beschwingtheit war nie von Dauer – sobald ich allein war und auf mich selbst zurückgeworfen, schnurrte mein neu gefundenes Selbstwertgefühl zusammen wie ein Luftballon, aus dem die Luft entweicht, und wenn die Nacht kam und die Erschöpfung und die Sorgen, wie ich das alles schaffen sollte, übermächtig wurden, lag ich mit klopfendem Herzen und der schrecklichen Gewissheit in der Dunkelheit, dass nichts mehr passieren würde, absolut *nichts*, und dass es das gewesen war für mich.

»Es ist furchtbar leicht, am Tag über alles erhaben zu sein, aber nachts, mein Gott, ist es etwas ganz anderes«, schreibt Ernest Hemingway in seinem Roman »Fiesta«. Und obwohl man unsere beiden Leben nun wahrlich nicht miteinander vergleichen konnte, war es genau dieses Gefühl, das mich umtrieb.

Manche Leute trennen sich und bleiben danach »beste Freunde«, die sich ab und zu auf ein Glas Wein zusammensetzen und sich alles erzählen können. Ich bewundere das sehr, kann aber leider nicht von mir behaupten, dass ich mich nach der Scheidung weniger mit meinem Ex-Mann in den Haaren gehabt hätte, wenn wir uns begegneten – immerhin hatten wir uns ja nicht scheiden lassen, weil wir uns so blendend verstanden. Und begegnen mussten wir uns weiterhin – wegen Lilli,

die jedes zweite Wochenende mit ihrem sorgfältig gepackten Felix-Köfferchen zu ihrem Papa ins Auto stieg.

Mr. X (so hatte ich meinen Ex-Mann in einem Telefonat mit Johanna rasch getauft, als Lilli ins Zimmer kam, und war dann bei diesem Namen geblieben) und ich versuchten uns in einem grauenvoll-verkrampften, jeden Vornamen vermeidenden Umgang und bewegten uns dabei auf dünnem Eis. Eigentlich alles konnte diese dünne Schicht zum Einbruch bringen – das Geld, die Unpünktlichkeit, der miese Charakter des anderen, nicht eingehaltene Absprachen, alte Weinflaschen im Keller, deren Besitzstände nicht eindeutig geklärt waren, oder Lillis nicht vorhandene Frisur. Ein vergessener Kinderhustensaft im Gepäck war der Beweis für mangelnde mütterliche Sorge und die bei der Rückkehr stets verschwundenen Pyjamahosen, T-Shirts, Lieblingspullover oder Strümpfe waren das Indiz für väterliches Chaotentum. Ich fühlte mich überbelastet und von einem Unfähigen kontrolliert, er fühlte sich ausgegrenzt und von einer Egoistin, die machte, was sie wollte, aus seinem Zuhause vertrieben.

Und eigentlich steckten hinter jeder Attacke nur die Wut und Enttäuschung darüber, dass der eine (ich) tatsächlich gegangen war und auf diese Weise die schon gefährlich bröckelnde Fassade für alle sichtbar zum Einsturz gebracht hatte, und der andere (er) es meiner Ansicht nach schon vorher »vermasselt« hatte.

Vermasselt hatten wir es natürlich beide, aber der Verlassende wird zwangsläufig zum Täter und der Verlassene zum Opfer. Auch wenn wir jetzt getrennte Wege gingen, waren wir meilenweit entfernt von jener spirituellen Gelassenheit, die empfiehlt, sich vom anderen »zu verabschieden« und ihm »schöne Gedanken zu schicken«.